

Ulrich Baron

Das verlorene Quaken der Frösche

Mo Yan und seine Kritiker

Ulrich Baron

(* 1959) ist Literaturwissenschaftler und arbeitet als Kritiker und freier Publizist in Hamburg.

ulrich.baron@t-online.de



Die kontroversen Reaktionen auf die Verleihung des Literaturnobelpreises an den chinesischen Romancier Mo Yan im Jahr 2012 waren absehbar. Während die einen bei ihm eine explizite Kritik an der politischen Führung und eine Parteinahme für verfolgte Künstler vermissten, sahen andere solche Vorwürfe als Herabsetzung seines künstlerischen Werks.

Mo Yan selbst scheint solche Kontroversen vorausgesehen zu haben, denn sein bereits 2009 erschienener Roman *Frösche* (»Wa«) formulierte nicht nur politische wie moralische Kritik und Selbstkritik, sondern griff der Entscheidung des Nobelpreiskomitees auch vor. Hinter dem verehrten Yoshito Sugitani san, an den sich dessen chinesischer »Schüler« hier in einer Reihe von Briefen mit epischem und dramatischem Anhang wendet, verbirgt sich kein Geringerer als der japanische Schriftsteller Oe Kenzaburo, der die höchste literarische Auszeichnung bereits seit 1994 trägt.

Ganz am Rande nimmt Mo Yan auch die Bigotterie des Westens aufs Korn, wenn er seine Protagonistin die mit brachialer Gewalt betriebene Bevölkerungskontrolle, um die es in diesem Roman geht, als »Chinas Geschenk an die Menschheit« bezeichnen lässt. Überhaupt ist ja in Diktaturen vieles möglich, wovon z.B. demokratische Umweltschützer nur träumen können. Deswegen Umsetzung aber kann sich rasch zum

Alptraum entwickeln. Mo Yans Protagonistin Gugu, eine Tante des Erzählers, hat seit ihrer Jugend eine monströse Metamorphose durchlaufen. Vom jungen und reizenden Mädchen, das rund um das Provinznest Gaomi dank westlicher Geburtshilfemethoden Tausende von Kindern heil in die Welt gebracht hat, entwickelt sie sich zu einem alten Schlachtrösser, das die von der Partei verordnete Ein-Kind-Politik mit einer Effizienz durchpeitscht, die sich für ungeborene Kinder fast immer, bisweilen aber auch für deren Mütter, als tödlich erweist. Das rationale Konzept einer strikten Geburtenkontrolle zeigt hier sein unmenschliches Gesicht, indem es Schwangerschaften zu etwas macht, das wie ein Kapitaldelikt verfolgt und verhindert wird.

Wenn Gugu wie eine Inkarnation des Höllenfürsten Yama schwangere Frauen zu Tode hetzt und ganze Familien ins Unglück stürzt, überrollt ihre raumgreifende Erscheinung aber auch manche Randbemerkungen, die die Handlung dieses Romans von der Zeit der japanischen Besetzung bis ins neue Jahrtausend hinein begleiten. Dieser Unterstrom kritischer Töne wird oft gerade dann explizit, wenn dramatische Auftritte und deren Zuspitzungen die Aufmerksamkeit davon ablenken, und so kann man ihn leicht überhören. Bei genauerem Lesen zeigt sich jedoch, dass das Thema der Ein-Kind-Politik nur ein – wenn auch stark akzentuierter – Aspekt einer Generalabrechnung ist.

Wenn die auf Maos »Großen Sprung nach vorn« folgende Hungersnot aus der Kindesperspektive beschrieben wird, lässt der Erzähler ganz nebenbei einfließen, dass damals in der Schulkantine nur der Direktor, ein Drillmeister und zwei Kommune-kader beköstigt worden seien – von einem

Koch, der »wegen einer falschen Äußerung« seinen Posten als Leiter der amtlichen Veterinärstelle verloren habe. Als die ausgehungerten Kinder dann über eine Kohlelieferung herfallen, ist der einzige Kamerad, der sich keine Kohle in den Mund stopft, der Sohn des Mannes, der »das Getreidelager verwaltete«. Und als Gugu bei ihrem Debüt als Geburtshelferin zu ihrem großen Kummer »das Balg eines Großgrundbesitzers« retten muss, macht der Erzähler klar, dass der Vater über seinem neugeborenen Sohn nicht nur Freudenstränen vergießt: »Es gab so viel, das er nicht auszusprechen wagte, die Verehrung der Familienahnen, das täglich brennende Räucherwerk am Hausaltar, die Ahnenhalle des Clans, die Großfamilie.«

Nun hat der 1955 in Gaomi geborene Guan Moye mit »Mo Yan« eine mütterliche Anweisung als Schriftstellernamen gewählt, die man mit »kein Wort« im Sinne von »halt den Mund« übersetzen könnte. Und auch der ehemalige Gutsbesitzer Chen ist hier ein »Mo Yan«, denn »für einen wie ihn war das bloße Aussprechen ein schweres Verbrechen«. Leider hat sein Sohn diese Weisheit nicht geerbt und als Schulkind ebenfalls eine falsche Äußerung getan: Nicht nur Chen Nase selbst hätte deshalb bitter zu leiden gehabt, »sondern mehr noch seine Eltern. Sie starben nach schwerer Folter an ihren Verletzungen und bezahlten seine kleine Gedankenlosigkeit mit dem Leben.«

Abrechnung mit der kommunistischen Ära

Selbst die Bilderbuchkommunistin Gugu ist nicht vor Denunziationen gefeit und muss während der Kulturrevolution Blut und Haare lassen. Aber das sind Dinge, über die man als »anständiger Bürger« später nicht mehr gerne spricht: »Du weißt doch, dass ich jahrelang zur Umerziehung im Laogai-Arbeitslager war«, sagt ein Jugendkamerad des Erzählers. Und der weiß noch

mehr. Unter anderem, dass er den Tod seiner ersten Frau zumindest mitverschuldet hat, als er die Hochschwängere in Gugas Fänge geraten ließ, weil er um seine Militärkarriere fürchtete.

Zusammen mit zahlreichen ähnlichen Passagen summiert sich dies zu einer Generalabrechnung mit der kommunistischen Ära, die auch die eigene Willfähigkeit des Erzählers nicht ausspart. Doch es hieße Mo Yan unter seinem Niveau gegen seine politischen Kritiker zu verteidigen, würde man sich allein darauf beschränken. Was 1987 mit seinem bekanntesten Werk *Das Rote Kornfeld* begann, rundet sich mit Romanen wie *Die Sandelholzstrafe* und *Frösche* inzwischen zu einem Jahrhundertwerk über Chinas qualvollen Weg in die Moderne und Postmoderne.

Der rätselhaft anmutende Titel *Frösche* und das epidemische Auftreten dieser Tiere im Roman ergibt sich daraus, dass das chinesische »Wa« lautmalerisch sowohl für Froschquaken wie Babygeschrei stehen kann. Frösche, aus Ton geformte »Glückskinder« (»Niawawas«) und der Tempel der Kinder schenkenden Himmelsmutter Niangniang stehen im Roman nicht nur für die zahllosen toten Seelen, die auf Gugas Gewissen lasten. Sie stehen auch für eine bedrohte und abreißende Tradition von Ahnenverehrung, konfuzianischer Pietät der Kinder gegenüber ihren Eltern und männlichen Stammhaltern.

Hatte Mo Yan in früheren Werken schon drastische Beispiele menschlicher Grausamkeit vorgeführt – von der Häutung bis zum Pfählen bei lebendigem Leib –, so geht er nun wahrhaftig an die Wurzeln. Zwar ist das Opfer zunächst nur ein Baum, doch mit dem steht und fällt das Glück einer ganzen Familie.

Als die Schwiegereltern des Erzählers ihre schwangere Tochter nicht verraten wollen, droht Gugu, den Besitz ihrer Nachbarn zu verwüsten und lässt ein Stahlseil um den Stamm eines alten Baumes legen. Diesen behinderter Besitzer »schleuderte den

Krückstock fort und schlang beide Hände um den Baum. Er weinte: ›Ihr dürft meinen Baum nicht rausreißen. Backe sagt, der Baum liegt auf der Lebensader unserer Familie. Nur wenn es dem Baum gut geht, geht es unserer Familie gut.« Aber Gugu lässt den Kettentrecker mit der Arbeit beginnen. Das Seil strafft sich, die Äste des Baumes zucken und zittern. Das Seil schneidet in die Rinde, so dass Saft austritt, und als der riesige Baum in die Schräge kommt, entfahren dem Stamm »berstende, leidvolle Geräusche«. Ein Stück Borke wird abgezogen, »so dass man die weißen Holzfasern sehen konnte«. Dann senkt sich die Krone, und aus dem Boden brechen wie Riesenschlangen die Wurzeln hervor.

Ersetzt man das, was in China seit Mao als »Revolution« gefeiert und propagiert wurde, durch dieses Bild der Entwurzelung, so wird die Radikalität von Mo Yans Kritik fassbar. Was Revolution, Großer Hunger und Kulturrevolution nicht geschafft haben, wird hier mit den Mitteln der Technik vollendet. Und es zeichnen sich Umwälzungen ab, die die Dimension der maoistischen Revolution noch übersteigen.

Der Untergang einer alten Welt

Schon *Das Rote Kornfeld* endete mit der verstörenden Erfahrung des Erzählers, dass die titelgebende Zuckerhirse, die das Antlitz seiner Heimat seit Menschengedenken prägte, »in der tobenden Flut der Revolution ertrunken« und durch widerwärtige Hybridhirse ersetzt worden war. Das kulminierte in einer schamanistischen Anweisung, wie ein Stängel der roten Hirse wiederzugewinnen und was damit zu machen sei: »Er ist dein Talisman, das Totem unserer ruhmreichen Familie, das Symbol der Tradition, der Geist der Gemeinde Nordost-Gaomi!«

Doch wo sollte man ein Vierteljahrhundert später nun diese Hirse noch einpflanzen, da sich Gaomi doch radikal ver-

ändert hat, da aus weiter Landschaft eine enge Stadt geworden ist? Der Fluss und seine Ufer hätten sich während der letzten 30 Jahre sehr verändert, berichtet der Erzähler seinem japanischen Briefpartner: »Nordost-Gaomi ist wie alle jüngst erschlossenen Gebiete: Die eigenen Methoden sind mit den fremdländischen bis zur Unkenntlichkeit vermengt. Schön und hässlich sind schwer zu unterscheiden, ob ja oder nein, richtig oder falsch, lässt sich nicht mehr trennen.« Während er noch mit den Fehlern der Vergangenheit ringt, auch mit den eigenen Fehlern und mit der eigenen Schuld, sieht er sich mit einer Gegenwart konfrontiert, deren ungebremsster Zukunftsdrang alle moralischen und ästhetischen Kategorien neuerlich durcheinander wirbelt und entstellt. Das entspricht dem Befund des australischen Journalisten Richard McGregor, der erst kürzlich in seinem Buch *Der rote Apparat* gezeigt hat, dass inzwischen selbst Kommunistische Partei und kapitalistische Unternehmen oft bis zu Unkenntlichkeit vermengt sind.

»Überall Froschquaken ohne Ende« – so zitiert Mo Yan den Vers eines Song-Gedichts, der ihn seit Kindertagen verfolgt. Ganz nebenbei steckt sein Roman voller zarter Miniaturen, Sonnenuntergänge, Mondschein- und Flusssszenen, durch die Menschen auf Fahrrädern und Motorbooten einfach hindurchbrausen: »Wie Wasser floss das Mondlicht durch Fenster und Türritzen herein. Im Schimmerlicht des Herdfeuers zirpten zwei Grillen; sie erzählten mir von Traurigkeit und Einsamkeit.« Es sind Bilder einer Welt, die schöner war, als sie noch nicht so neu war.

Mo Yan: Frösche (Aus dem Chinesischen von Martina Hasse). Hanser, München 2013, 512 S., 24,90 €. – Ders.: Das rote Kornfeld (Deutsch von Peter Weber-Schäfer). Unionsverlag, Zürich 2007, 496 S., 12,95 €. – Richard McGregor: Der rote Apparat. Chinas Kommunisten (Aus dem Englischen von Ilse Utz). Matthes & Seitz, Berlin 2010, 397 S., 29,90 €. ■